

(Nachdruck verboten.)

87]

Der Wittiber.

Von Ludwig Thoma.
(Schluß.)

Aber heute redete er freundlich; mit rauher Stimme, die ihm ein paarmal schier in der Kehle stecken blieb, aber recht freundlich.

„Du, Benzi, da Bata hat g'sagt, du sollst in Stall aufi geh.“

„Was that i denn im Stall?“

„Ja, woast d' mei' d' Diefi furt hat müass'n, sollst du aushelfa, und de Blas is no it g'molka, und g'suattert is aa no it . . .“

„Daß de vo da Arbet weglaffst?“

„Sie hot müass'n; bei ihr dahoam is was auskemma, und da Bata hot 's ihr verlaabt und hot g'sagt, du bischt scho so guat und machst heunt amal firti im Stall . . .“

„Das sie nix sagt zu mir?“

„Vielleicht hot 's a so preßiert . . .“

„Hoscht denn du an Baua no g'sehg'n? Er hot di g'suacht.“

„I bin grad bei'n Hof eina, wia d' Diefi furt is und er aa; da hot a ma dös o'g'schafft.“

„Na wer i halt umi geh' müass'n.“

„Sie werd da nacha scho aa'r amal an G'fall'n thoa; und bal i dir a wengl helfa ko, hilf i dir gern.“

„Du?“

„Warum it? Im Hofstall is nix zu'n Arbet'n, und aufs Feld geh'n i erscht in a Stund.“

Der Benzi kam die Freundlichkeit auffallend vor, aber sie dachte nicht viel darüber nach und band sich die Schürze ab und ging über den Hof.

Lenz ging einen Schritt hinter ihr drein.

Im Stall wollte Benzi gleich die Blas melken, aber wieder hote der Bursche eine freundliche Bitte an sie.

„Geh, du kunnt'st in d' Tenn aufi (auf den Boden) steig'n und Heu oba schmeiß'n; na gib i de Küah vor, wann du melkst.“

Sie wandte den Kopf nach ihm; in einem halben Jahr hatte er nicht mit ihr geredet, und ganz gewiß nie ein gutes Wort. Aber Lenz hatte sich ungedreht und ging langsam den Barren entlang.

Wenn er freundlich war, konnte er schon einen Grund haben; und es tat ihr wohl, ihn auch einmal handsam zu finden.

„Is scho recht,“ sagte sie, „i wer' glei drob'n sei.“

Sie ging zur Türe hinaus, die nach dem Heuboden führte, und stieg die Leiter hinauf.

Sowie Lenz allein war, griff er nach der Tasche. Das Seil war darin.

Mit ein paar Sprüngen war er an der Leiter und kletterte hastig nach.

Dann kam ein gellender, markerschütternder Schrei, der über den Hof weg klang und einen Flug Tauben ausscheuchte. Und ein paar gurgelnde Laute.

Und dann war es still.

Kurze Zeit darauf schlich Lenz aus dem Stall, horchte, sah sich um und horchte wieder.

Und dann lief er zum Brunnen und pumpte und wusch sich die Hände.

Und wusch sich in fiebriger Hast die Hände.

Am Scharrerwinkel hatte der Schormayer erst etlichemal gewendet; und wie er wieder auf der Höhe des ansteigenden Aders angelangt war, mußte er sich verschmauen, denn bei der ersten Arbeit wird einer gern kurzatmig.

Wohlgefällig sah er, wie in dem prallen Sonnenschein alle Adertrumen aufweichten, und wie sich förmlich sichtbar überall das neue Leben regte, während in einer schattigen Waldecke Schnee und Eis noch den Platz halten wollten. Er setzte sich auf einen Ranken (Rain) und indes er den Hut abnahm, schaute er fröhlich gegen Kollbach hinunter auf die breiten Dächer seiner Scheunen und Ställe.

Da drunten sollte nun wieder nach dem faulen Winter der rührigste Fleiß obenauf kommen, und Ordnung.

Ja, Ordnung, die er heute schon in sich selber geschaffen hatte, und mit ihr auch wieder die Lustigkeit. Denn eigentlich war es doch ein jämmerliches Ding um das versteckte Streiten, wenn kein Gruß mehr galt und jedes Wort einen Widerhaken hatte.

Aber jetzt konnte es anders werden unter den grauen Schindeln, die sich in der Wärme zu strecken schienen.

„Hoppla! Was hamm denn de Taub'n?“

Er sah den Schwarm aufsteigen und über die Häuser wegfattern.

Als wenn eine Kaze drein gesprungen wäre.

Ihre weißen Federn gliberten in der Sonne, und sie strichen weit hinaus in die Felder und wollten nicht zur Ruhe kommen.

Jetzt sah er unten ein Weibsbild auf dem Feldweg mit eiligen Schritten gehen.

Sein rotes Kopftuch leuchtete wie Feuer.

Wahrscheinlich eine Magd aus dem Dorfe, die was zu bringen hatte. Und Leute gab es ja genug rundum auf allen Aedern; überall sah man Gespanne bergauf und bergab wandeln, und auf allen Seiten blühten weiße Hemdärmel und flatterten im Frühlingswind.

Das war ein anheimelndes Bild vom Wiederaufwachen der Arbeit.

Jetzt kam die Weibsperson näher heran und winkte herauf.

Ging das ihn an?

Doch wohl nicht; aber sie nahm den Weg gerade zu ihm her.

Der Schormayer stand auf und wollte den Pflug aus der Furche heben, da hörte er seinen Namen rufen.

Er hielt ein und schaute noch einmal schärfer hin, und dann ging er dem Frauenzimmer entgegen.

Die Diefi war 's.

Schon auf zehn Schritte rief er sie an:

„Was willst ma denn du?“

„I will da nix, aba was willst denn du?“

„Han?“

„Für wos mi du hol'n hoscht lass'n?“

Er schaute erstaunt in ihr gerötetes Gesicht.

„I hab di hol'n lass'n?“

„No freili! Da Lenz hot ma 's ausg'richt', i soll auf da Stell zu dir ausa kemma und soll a Vier mitbringa.“

Dabei langte sie ihm zwei Flaschen hin.

„Wos soll denn dös für a G'ßpaß sei, daß er di do ausa sprengt?“

Diefi schaute nun auch hilflos ihren Bauern an.

„Hoscht eahm du dös it o'g'schafft?“

„Al! I hon an Lenz heut no it g'sehg'n.“

„Jessas na! Jetzt hot 's ma völli an Stich geb'n!“

„Daß der heunt zu sellane Dummheit'n aufg'legt is, hätt i net glaabt.“

„I woast it, Schormoar, ob da a G'ßpaß dabei is; mir is scho den ganz'n Weg her it recht g'wen, weil a gar so schiach (häßlich) drei'g'schaugt hot.“

„Was soll 's denn sei?“

„I woast wohl it.“

Der Schormayer wurde unruhig und ließ sich von der Diefi den ganzen Hergang erzählen. Und daß sie nicht einmal hatte ausmelken dürfen und auf der Stelle hatte fortgehen müssen.

„Und d' Benzi, hot a g'sagt, muast dei Arbet firti macha?“

„Ja! De Blas und d' Schedin san no it g'molka g'wen, und dös macht scho d' Benzi, hot a g'sagt, und du hoscht as ausdrückli o'g'schafft (aufgetragen) sagt a . . .“

„Jetzt g'fallt ma selm nix mehr,“ sagte der Schormayer vor sich hin.

„I spann aus und geh mit dir hoam,“ setzte er entschlossen bei, und gleich darauf schritt er mit den zwei Gäulen hinter der Magd her.

Daß er gerade die Benzi zu der Arbeit hinstimmen wollte? Und nach dem Krad von gestern? Und daheim hatte er gar nicht geschlafen, wie der Christl meinte?

„Dies!“
Die Tagelöhnerin blieb stehen.
„Is dir was auffallat g'wen? Weil's du sogicht, daß a so schiach drei g'schaut hot?“

„Freili bin i an eahm ganz bahofft g'wen. D' Soor jan eahm einig hängt, und so bloach is a g'wen wie'r a Krank's, und auf'm G'wand und auf'n Kopf is eahm 's Geu g'hängt, als wann a in an Schober übanacht hätt, und d' Aug'n hot 's eahm ganz außa trieb'n . . .“

„Vielleicht is eahm grad a weng schlecht g'wen, und junge Deut übanacht n oft auf g'ipafige Plaz. Aba geh a weng g'schwind!“

Nach einer Viertelstunde, die ihm recht lange vorkam, war der Schormayer daheim.

Der Hof lag im tiefsten Frieden.

„Benz!“

Es kam keine Antwort.

„Geh in Stall und hol d' Benz! I bring dawei d' Roß eini.“

Schnell hatte der Bauer die Pferde angebunden, den Kummer nahm er ihnen nicht ab. Und dann lief er wieder ins Freie.

Drüben kam die Diebi aus dem Stall.

„D' Benz! is it do,“ schrie sie.

„Ja, Herrgott!“

In starker Unruhe eilte er ins Haus und gleich in die Küche.

„Benz! Benz!“

Nichts rührte sich.

Der Schormayer stellte sich ins Hausflöz (Flur) und schrie noch lauter.

„Benz!“

Niemand gab Antwort.

Aber da war es, als ob ein Brett droben knarrte. Und nun lief der Bauer die Stiege hinauf und nahm drei Stufen auf einmal.

Im Gang hinten, neben dem Fenster, lehnte in der Ecke, die Schultern zusammengezogen und mit Augen wie ein scheues Tier, der Lenz.

„Lenz, was is denn?“

Der sagte nichts und streifte den Vater nur mit einem Blick von unten herauf.

„Mensch, was thuast denn?“

Jetzt redete er endlich, mit zusammengepreßten Zähnen: „Mei Sach pad i.“

„Nach koane Dummheit'n, Lenz! Es is it so g'moant g'wen, und mir lass'n de G'schicht guat sei!“

„Es werd nix mehr guat!“

„Warum denn it? Do hoscht d' mei Hand drauf!“

Lenz fuhr zurück.

„Ral Ral! I gib da mei Hand it! I gib da f' it!“

„Geh, Lenz!“

„Witt' di gar schö! Mühr mi ner o!“

Dem Schormayer griff es ans Herz, den armen verstörten Menschen zu sehen, und er wollte ihm wieder zureden.

Da drang über den Hof ein langgezogener Schrei an sein Ohr.

Erschrocken horchte er.

Und wieder schrie es, unten an der Tür:

„Baua! Baua! D' Benz! hot sie aufg'hängt!“

In fürchterlichem Entsetzen warf der Schormayer einen Blick auf seinen Buben.

Der zog den Kopf zwischen die Schultern, und ein Zittern lief über ihn hin.

Da brachen dem Alten die Knie.

„Jesus, Maria und Josef!“

Das Anwesen des Sebastian Glas, zum Schormayer in Kollbach, ist im Herbst des selbigen Jahres zertrümmert worden, nachdem sein Sohn Lorenz zur schwersten Zuchthausstrafe verurteilt worden war.

Der Vater bewohnt in Dachau ein kleines Haus und ist durch starkes Trinken in seiner Gesundheit sehr zurückgekommen.

(Nachdruck verboten.)

Die Sense.

Novelle von Kalman Mikszath.

Berechtigte Uebersetzung von H. Hesse.

Ich war gerade zugegen, als der Bauer Bergely Csomal eine Eisenhandlung betrat.

„Guten Tag,“ sagte er.

„Guten Tag. Was wäre Ihnen gefällig?“

„Ich möchte eine Sense haben.“

Dienstfertig schleppte nun der Kaufmann einen ganzen Arm voll Sensen herbei. Einen Augenblick schielte Csomal auf alle die Werkzeuge, dann wendete er sich verächtlich ab und sagte:

„Die nicht, mit Kanonenzeichen wünsche ich.“

Der Kaufmann trug die Sensen mit Stierzeichen wieder fort und holte einige der Kanonenmarke.

„Da stehen noch mehr,“ sagte der Bauer in vollem Bewußtsein seiner Würde.

Geduldig brachte der Eisenhändler alle Sensen der Kanonenmarke herbei. Csomal ließ seinen Blick über die Sensen gleiten, doch rührte er keine an, sondern kratzte sich den Kopf.

„Nun, was fehlt denn noch?“

„hm . . . hm . . . ich möchte doch auch die Stiermarke sehen.“

Wohl oder übel mußte der Kaufmann die ersten Sensen noch mal herbeiholen.

Jetzt aber schien sich der Bauer doch selbst zu genieren, und er nahm die erste beste in die Hand. Zuerst kniff er nun das rechte Auge zu und besah die Schneide, dann schloß er das linke und hielt sie senkrecht, mit der Spitze nach oben. Darauf ließ er die Spitze nach unten fallen, bis er sie endlich noch emporhielt und lange zu ihr hinausschielte.

„Was soll sie kosten?“ fragte er so nebenbei in gleichgültigem Tone.

„Zwei Gulden.“

„Diese Sense . . .?“ meinte er höhnisch. „Das ist doch gar nicht möglich. Eine solche Sense?“

Er legte sie flach auf die Theke und zog mit dem Finger einen Strich durch die Luft, wie sie sich am Stiel ausnehmen würde. Dann nahm er die Klinge zwischen Daumen und Zeigefinger, beklopfte sie mehreremal, ließ sie endlich mit der einen Hand los, so daß die Spitze nach unten hing und bog sie schließlich über dem Knie.

„hm . . . zwei Gulden für diese Sense?“

Der Kaufmann schwor, er könne sie nicht billiger geben, da sie ihm selbst so viel koste.

„Wissen Sie, sie ist aber nicht gut gehärtet.“

„Es ist feinst, englischer Stahl.“

„Sie halten mich wohl für verrückt? Machen Sie sich doch nicht lächerlich! Aus einer alten Sense ist sie geschmiedet!“

„Nichts zu machen. Bester Stahl, mein Lieber. Die hält Sie dreimal aus.“

„Wenn sie nicht schartig wird!“ fügte Csomal ironisch lächelnd hinzu.

„So eine Sense haben Sie noch nie gehabt!“

„Nicht . . .? Ich noch keine solche Sense . . .?“

„Sehen Sie sie sich nur an!“

„Ansehen? Zu was denn? Sense ist Sense, eine wie die andere. Ich nehme einfach diese, weil sie mir zuerst in die Hände fiel. Nun heraus mit der Sprache, was verlangen Sie dafür? Ich habe noch viel auf dem Markt zu besorgen.“

„Ich sagte ja schon, zwei Gulden.“

„Sind Sie denn ein Jude? Wofür verlangen Sie denn zwei Gulden von mir? Doch nicht etwa für dieses Käsemesser?“

Damit unterzog er sie einer neuen Prüfung, probierte den Klang und ging mit ihr vor die Tür, um sie im hellen Tageslichte zu beschauen. Auf der Schwelle drehte er sich um und rief:

„Mein Gut liegt noch da auf der Theke!“

Draußen tanzten die Sonnenstrahlen lustig auf der polierten bläulichen Klinge. Er näherte sie dem Munde, hauchte darauf und prüfte peinlichst genau, wie weit sie durch den Hauch erblindete und wie schnell er wieder entchwand. Endlich ließ er den Stahl auf dem Pflaster klingeln.

„Ein merkwürdiger Klang!“ murmelte er und trat wieder in den Laden.

„Der Klang gefällt mir nicht,“ erklärte er hartnäckig. „Wollen Sie sie mir für einen Gulden achtzig Kreuzer lassen?“

„Den Teufel werde ich! Einen Zehner will ich Ihnen ablassen. Nehmen Sie sie für einen Gulden neunzig Kreuzer.“

„Das kann ich unmöglich. Sie ist es einfach nicht wert. Steinigen würden mich meine Söhne. Geben Sie sie oder nicht?“

„Ich kann sie Ihnen nicht billiger lassen.“

„Dann leben Sie wohl!“

Er ging hinaus, doch blieb er schon mitten auf der Straße stehen, lehnte wieder um und rief nochmals:

„Geben Sie sie oder nicht?“

„Nein, keinen Kreuzer billiger.“

Csomal schüttelte den Kopf und drehte verlegen den fettigen Gut in der Hand.

„hm, ein solch halsstarriger Mensch ist mir doch mein Lebtag noch nicht vorgekommen. Nun, legen Sie mir das Ding einstweilen beiseite. Ich überlege mir's noch mal.“

Nach Verlauf einer Stunde kehrte er mit einem Gefährten zurück.

„Ich bin wieder da!“ sagte er außer Atem und schi den Schweiß von der Stirn wischend. „Hier ist der Gevatter meines Sohnes, Komot Istol aus Doroszoma. Er will auch eine Sense kaufen, und

da ist es doch nicht mehr wie recht, daß man sie billiger bekommt, wenn man zwei zugleich nimmt."

"Ich kann meine Sensen nicht billiger abgeben, sage ich Ihnen zum hundertsten Male."

"Ueberlegen Sie es sich, Herr. Ueberstürzen Sie das Geschäft nicht."

"Es bleibt meinem Wort."

"Sie wollen nichts ablassen?" pläzte Esomal wütend heraus.

"Nicht einen Kreuzer," erklärte der Kaufmann bestimmt.

"Um . . . was soll sie also kosten?"

"Nun hab' ich's satt! Lassen Sie mich ungeschoren!"

"Nun, nun, Sie brauchen doch nicht gleich aufgebracht zu werden. Wenn Sie schon nicht mit mir reden wollen, so geben Sie mir wenigstens die Hand."

Der Kaufmann reichte dem Bauern die Hand, in die dieser vergnügt einschlug.

"So, das Geschäft ist gemacht. Ein Hund, wem es leid tut."

Mit geheimnisvoller Langsamkeit begann er nun die Beste aufzuknöpfen, ohne jedoch die Augen auch nur einen Monat von der Erde wegzuwenden, wo die gefauste Sense lehnte.

"Aber zum Kukud!" rief er plötzlich aus, "die Sense ist ja trummer und kürzer als meine!"

Mit argwöhnischen Blicken maß er das Geschäftspersonal. Dann nahm er die Sense und wog sie in der Hand.

"Das ist eine andere Sense!" rief er groß. "Der Affe soll mich laufen, aber meine Sense ist das nicht!"

Und geschwind knöpfte er die Kleinknöpfe seiner Beste wieder zu.

"Wieso ist denn das nicht Ihre Sense?" fragte der Kaufmann.

"Seien Sie nur vernünftig, Mann, sonst geht mir die Geduld aus!"

"Um, hm. . . Was zum Teufel muß ich auch von hier fortgehen? Ich bin selbst schuld. Was soll ich nun machen?"

"Aber wenn ich Ihnen doch sage, daß es dieselbe Sense ist!"

"Diese hier? Meinen Sie vielleicht, ich hätte keine Augen im Kopf?"

Er fuhr mit dem Daumen über die Klinge, bog sie auf dem Knie, klopfte sie mit dem Finger, ging damit auf die Straße, ließ sie auf dem Pflaster klingen, hauchte darauf, schwenkte sie durch die Luft, daß es pfliff, und kam endlich wieder in den Laden, betrübt wie ein begossener Pudel.

"Das ist meine Sense nicht! Für diese gebe ich nicht mehr als einen Gulden sechzig Kreuzer."

"Machen Sie keine Fagen! Wenn Ihnen die Sense nicht gefällt, so suchen Sie sich eine andere aus."

"So dumm bin ich nicht, mir die Arbeit noch mal zu machen. Ich behalte sie, aber Sie müssen mir so viel nachlassen, als sie schlechter ist."

"Nun ist's aber genug!"

"Also soll ich wohl den Schaden leiden? Aber gehen Sie doch. Bringen Sie das wirklich übers Herz?"

"Bezahlen Sie schleunigst und machen Sie keine langen Geschichten!"

"Gut!" rief Esomal bitter. "Wir sind also einig. Aber wir wollen uns in den Unterschied teilen, damit ich nicht ganz der Dumme bin."

"Hier wird nichts geteilt!"

"Nun, dann sollen Sie das Geld haben."

Von neuem knöpfte er die Beste auf, holte mit großer Umständlichkeit einen Guldenschein hervor und gab ihn dem Kaufmann.

"Den Rest auch, den ganzen Rest."

Nun suchte Esomal in der inneren Westentasche noch ein Zwanzig-Kreuzerstück und in einer andern noch vier Kreuzer.

"Das sind erst vierundzwanzig."

Nun fuhr Esomal in die Hosentasche, wo er noch dreiunddreißig Kreuzer erntete.

"Vierundzwanzig und dreiunddreißig Kreuzer macht siebenundfünfzig."

"Soviel noch? Die werde ich schwerlich zusammenbringen."

Unterdessen spähte er mit scheinheiligstem Gesicht, wie es wohl mit der augenblicklichen Laune des Kaufmanns stände.

"Das heißt . . . warten Sie nur . . . wo mag es denn steden?"

"Ach ja, richtig, hier im Taschentuch."

Er hatte wirklich ein Zwanzigkreuzerstück in die Ecke des blauen Tuches geknotet.

"Es ist das letzte, Herr," sagte er freundlich. "Wo nichts ist, hat auch der Kaiser sein Recht verloren."

"Noch dreizehn Kreuzer," drängte der unbarmherzige Kaufmann.

"Nehmen Sie doch Vernunft an. Ich habe die gewünschte Sense ja überhaupt nicht bekommen. Und dann auch habe ich keinen roten Heller mehr bei mir. Sie werden doch wohl nicht verlangen, daß ich den weiten Weg nach Hause mache, um die paar Kreuzer zu holen. Ich gebe sie Ihnen ein andermal."

"Nichts da, ich verlange die ganze Summe. Holen Sie das Geld, die Sense läuft Ihnen nicht weg."

Da war Esomal mit seiner Geduld zu Ende.

"Was, das ist mein ganzer Kredit! Mein Vater und auch mein Großvater sind noch heute weit und breit als Ehrenmänner bekannt. Ich brauche keine Gnade. Ich bin nicht der erste beste Habenichts. Gebatter, wirf ihm die dreizehn lumpigen Kreuzer hin und dann komm!"

Damit ergriff er wütend die Sense. In der Ladentür aber

wendete er sich mit schadenfrohem Gesicht um — er zuckte die Schultern, und indem er die Sense in der Sonne hängen ließ, rief er triumphierend:

"Das kann ich Ihnen nur sagen, mein Lieber, dies ist Ihre beste Sense. Die anderen sind alle Blech und keinen Schuß Pulver wert!"

(Nachdruck verboten.)

Die Hygiene des Kochgeschirrs.

Auch das Kochgeschirr hat seine Geschichte; viel Mühe und Scharfsinn erforderte es, bis die Kochtöpfe zu der heutigen Vollendung gediehen. Die Urmenschen kochten zuerst in Holzgefäßen, die sie mit Fasser füllten. Aus Feuer konnte man sie nicht setzen, aber man half sich auf Umwegen, indem man die Hölze in das Innere des Gefäßes brachte. Man erhitzte Steine in der Feuergrube und warf sie in den Holztopf, bis das Wasser heiß wurde und kochte. Ein großes Fortschritt war es, als man irdenes Geschirr erfand, und ein noch größerer, als man lernte, Kochtöpfe aus Metall herzustellen. Das Kochen wurde ungemein erleichtert und die Kochkunst konnte ihre Triumphe feiern. Leider bezahlte man dabei nicht selten die Bequemlichkeit mit gesundheitlichen Schäden. Mit Steinen hören wir zum Beispiel, daß im Altertum Trinfbecher, Kannen und Kessel aus Blei hergestellt wurden. Nach und nach machte man aber damit bittere Erfahrungen, denn das Blei ist ein heftiges Gift; es löst sich schon in weichem Wasser und mehr noch in den pflanzlichen Säuren, die in unseren Nahrungs- und Genussmitteln vorkommen. So vergifteten sich die Menschen, die das Bleigeschirr benutzten, und wurden krank. Schließlich erkannte man die Gefahr und das Bleigeschirr wurde verpönt. Trotzdem aber ist die Bleigeschirr aus der Küche nicht völlig verschwunden, ja sie besteht noch heute. So begegnen wir ihr bei dem irdenen Geschirr. Die gewöhnliche Ware dieser Art eignet sich nicht zum Kochen, denn sie ist zu porös. Für manche Zwecke ist diese Eigenschaft von Vorteil, bei Blumentöpfen wird dadurch der Luftaustausch in der Blumenerde begünstigt. Auch die im Süden viel benutzten Kühltöpfe, die sogenannten Alarazzas, müssen porös sein, damit das Wasser durch die Poren sidern und an der Oberfläche des Körpers verdunsten kann. Man kann aber in solchen Gefäßen Nahrungsmittel, wie Milch, Fruchtsäfte u. dergl., nicht aufbewahren oder gar kochen, da diese in die Poren eindringen und dort verderben würden. Darum versteht man das für Küchengezwecke bestimmte und irdene Geschirr mit einer Glasur, einer glasähnlichen Masse, die alle Poren verschließt. In der Regel wird zur Herstellung der Glasur eine Mischung von Bleiglanz und Lehm genommen. Man bestreicht mit ihr das Gefäß und setzt es der Hitze aus. Die Masse schmilzt und es bildet sich das sogenannte Aluminbleiglas, in dem das Glas fest mit der Kieselerde verbunden ist. Hat man die Mischung gut bereitet, so ist alles Blei gebunden, es löst sich weder in Wasser noch in Essig oder sonstigen pflanzlichen Säuren. Man kann mit solcher Glasur verschiedene Töpfe unbedenklich benutzen. Anders aber, wenn der Topf das richtige Verhältnis nicht getroffen hat, dann bleibt in der Glasur überschüssiges Blei und dieses löst sich in Säuren, wie in verdünntem Essig, Fruchtsäften u. dergl. Werden Speisen und Getränke in diesen Töpfen zubereitet, so erkranken die Menschen, die diese genießen, an Bleivergiftung. Ist viel Blei in der schlechten Glasur vorhanden, so ist die Vergiftung heftig, stellt sich alsbald ein und äußert sich durch Uebelkeit, Erbrechen, Schmerzen in der Magengegend, Kolik, hartnäckige Verstopfung und Mattigkeit. Sind geringe Mengen Blei da, so tritt bei fortgesetztem Gebrauch des Geschirrs die chronische Bleivergiftung ein, wie man sie bei Schriftsehern, Malern und in anderen Gewerben, die bleihaltige Stoffe bearbeiten, so häufig beobachtet.

Der Laie ist nun nicht gut imstande, zu untersuchen, ob ein irdenes Geschirr, das er gerade gekauft hat, Blei abgibt oder nicht. Es ist also Sache der Sanitätspolizei, darauf zu achten, daß nur einwandfreie Ware in den Handel gebracht wird. Das Gesetz schreibt vor, daß glasierte Töpfe, wenn man sie eine halbe Stunde lang mit Küchenessig auskocht, kein Blei in die Flüssigkeit abgeben dürfen. Leider kann nicht jedes Geschirr untersucht werden und so kommt auch hin und wieder verdächtige Ware auf den Markt. Man hat nun den Hausfrauen empfohlen, zur Vorsicht neu gekaufte irdene Töpfe zuerst mit Essig auszukochen und auf diese Weise wenigstens den größten Teil des schädlichen Bleies zu beseitigen. Wegen früher sind aber schlechte Glasuren viel seltener geworden. Außerdem hat man gelernt, vom Wasserglas und Calciumborat und anderen Stoffen vollständig bleifreie Glasuren herzustellen. Solches ungiftige Geschirr ist völlig einwandfrei und sehr zu empfehlen. Hoffentlich wird es die bleihaltige Ware mit der Zeit noch mehr verdrängen.

Eisengeschirr wird, um das Rosten und Auflösen des Eisens in Speiseflüssigkeiten zu vermeiden, mit einem Emailüberzug versehen. Früher war dieses Email nicht selten bleihaltig, so daß Blei in die Speisen übergehen konnte. Gegenwärtig ist die Fabrikation längst soweit fortgeschritten, daß bleihaltiges Email nur ganz ausnahmsweise vorkommen dürfte. Man kann also im Emailgeschirr Speisen aller Art unbedenklich kochen.

Der Bleigeschirr begegnen wir ferner bei verzinnem Kupfer- und Blechgeschirr. Das Zinn, das zu diesem Zwecke verwendet

Wird, ist mehr oder weniger bleihaltig. Vor fünfzig Jahren enthielten häufig die Verzinnungen selbst große Mengen Blei, 20 bis 30 Proz. sogar. Das Blei wurde nun durch die in den Speisen enthaltenen Säuren und Salze in Lösung gebracht und war geeignet, Vergiftungen herbeizuführen. Gegenwärtig ist auch diese Frage durch das Gesetz geregelt. Es, Koch- und Trinktgeschirre, die an der Innenseite mit einer in 100 Gewichtsteilen mehr als ein Gewichtsteil Blei enthaltenden Metalllegierung verzinkt sind, dürfen nicht verwendet werden.

Schließlich ist noch gelötetes Geschirr in Betracht zu ziehen. Das Lot ist bleihaltig und kann gesundheitliche Gefahren mit sich bringen, wenn es zuviel Blei enthält. Auch hier greift das Gesetz ein. Es darf nur eine Lotmasse verwendet werden, die in 100 Gewichtsteilen höchstens 10 Gewichtsteile Blei enthält.

So sehen wir, wie im Laufe der Zeiten die bessere hygienische Einsicht die Gefahren zu mindern verstand, die von seiten bleihaltigen Kochgeschirrs die Gesundheit und das Leben der Menschheit bedrohten.

Nach mehr noch als das Blei wurde das Kupfer in der Küche befürchtet. Wegen seiner Dauerhaftigkeit war in früheren Zeiten das Kupfergeschirr im Haushalt sehr beliebt. Heute ist es wegen des hohen Preises seltener geworden. Nun wußte man wohl, daß Kupfer salze giftig sind. Der Kupfervitriol, d. h. schwefelsaures Kupfer, und der Grünspan oder essigsäures Kupfer sind allgemein bekannt. Sie haben ätzende Eigenschaften und haben, in konzentrierten Lösungen genossen, schwere Vergiftung und selbst den Tod von Menschen herbeigeführt. Freilich waren zur Herbeiführung eines so schlimmen Ausgangs größere Mengen der Kupfersalze nötig. Es sind aber auch Fälle beobachtet worden, in denen bei Kindern schon 1/2 bis 2 Gramm tödlich wirkten. Nun ist es eine wohlbekannte Tatsache, daß beim Kochen saurer, salziger und fetter Speisen sich Kupfersalze bilden, die sich in der Speiseflüssigkeit auflösen. Noch mehr ist dies der Fall, wenn man die gekochten Gerichte längere Zeit in Kupfergeschirr stehen läßt. Kocht man Konserven, wie Gurken, Bohnen u. dergl., in kupfernem Kessel, so bildet sich durch Vereinigung mit dem Chlorophyll der Pflanzen phyllophaninsaures Kupfer, das den Konserven die auffallend schöne grüne Färbung verleiht. Es lag also die Annahme nahe, daß solche kupferhaltige Speisen die Gesundheit der Menschen schädigen könnten. Und man hat in der Tat in früherer Zeit sehr viele derartige Kupfervergiftungen beobachtet, selbst Massenvergiftungen in Speiseanstalten, Kasernen u. dergl. Die neue Forschung hat aber gezeigt, daß hier das Kupfer zu Unrecht beschuldigt wurde. Die schweren, selbst tödlichen Vergiftungen geschahen darum, weil die genossenen in kupfernen Gefäßen aufbewahrten Speisen verdorben waren. Bakterien waren hier im Spiele und erzeugten die schlimmen gefährlichen Gifte. Die Mengen von Kupfer, die sich in den Speisen auflösen, sind durchaus nicht so groß, und wenn sie eine gefährliche Stärke erreichen, so verraten sie sich durch den widerwärtigen Geschmack, der von dem Genuß der Speisen abhält. So urteilt man jetzt milder über das Kupfergeschirr. Immerhin ist einige Vorsicht wohl am Platze. Man soll das kupferne Gerät nur blank geschauert zum Kochen benutzen und die Speisen in ihm nicht stehen lassen. Dann ist jede Gefahr für die Gesundheit ausgeschlossen.

Eisernes Geschirr ohne Emailüberzug wird in der Küche nur ausnahmsweise als Pfannen u. a. verwendet. Es hat die unangenehme Eigenschaft, daß es rostet, und dann teilt es auch den Speisen einen metallischen Beigeschmack mit. Bei emaillierten Töpfen, deren Email schadhast geworden ist, kommen die Speisen gleichfalls mit dem Eisen in Verührung. In allen diesen Fällen können sich Eisensalze bilden. In den in Frage kommenden Mengen sind aber von ihnen keine ersten Gesundheitsstörungen zu befürchten. Immerhin können sie schwer im Magen liegen und Verdauungsbeschwerden verursachen, namentlich wenn es sich um gerbhaure Eisenverbindungen handelt. Kocht man z. B. Kaffee in einem schadhastem Emailtopf, so kann sich gerbhaures Eisen bilden. Der Kaffee bekommt dann einen tintenartigen Geschmack.

Die Neuzeit hat uns Kochgeschirr aus anderen Metallen gebracht. Da ist zunächst das Nickelgeschirr zu erwähnen. Es ist wohl widerstandsfähig und sieht hübsch aus; darum wird es gern verwendet, wenn man den höheren Preis nicht zu scheuen braucht. Natürlich bildet auch Nickel mit den Speisebestandteilen Salze, namentlich geschieht das bei sauren Speisen und Säften. Für diese eignet sich das Nickelgeschirr nicht. Inwieweit nun die Nickelsalze giftig sind, darüber gehen die Meinungen der Hygieniker auseinander. Soviel steht aber fest, daß man von Erkrankungen durch den Gebrauch des Nickelgeschirrs noch nichts gehört hat. Es ist also bei sachgemäßer Behandlung wohl zu empfehlen.

Seit einiger Zeit sind Kochgeschirre aus Trimetall aufgetaucht. Im Innern bestehen sie aus Stahl, außen an der mit der Feuerung in Verührung kommenden Seite sind sie verkupfert, auf der inneren mit den Speisen in Verührung kommenden Fläche aber mit Nickel belegt. Sie sind durchaus praktisch. In gesundheitlicher Hinsicht sind sie genau so wie das Nickelgeschirr zu beurteilen.

Als das jüngste Küchenmetall tritt das „Silber von Lehm“, das Aluminium auf. Das weiße aus ihm gemachte Geschirr ist leicht und sieht gefällig aus. Es verlangt seine besondere Behandlung; es ist weich, und darum soll man es nicht zu scharf mit Sand scheuern; dann schmilzt es leichter, wenn man es ohne

Wasser einem starken Herd- oder Gasfeuer aussetzt. Natürlich löst sich auch Aluminium in den Speiseflüssigkeiten auf. Die so entstehenden Salze sind jedoch namentlich in den geringen sich bildenden Mengen völlig unschädlich. Ueberdies dauert die Auflösung nicht lange, denn bei fortwährendem Gebrauch entzieht auf der Innenseite eine Kieselglasur, die man beim Reinigen des Geschirrs schonen sollte. C. Dollstein

Kleines feuilleton.

Völkerrunde.

Ein Sklavenmarkt in Afrika. In Gooz-Weida im Wadai, mitten in der Sahara, wurde bis vor kurzem einer der größten Sklavenmärkte abgehalten. Der bedeutendste Händler am Ort war kein geringerer als der Sultan von Wadai selbst, und nach ihm kamen seine vielen Söhne, die sämtlich aus dem Sklavenmarkt einen beträchtlichen Teil ihrer Einkünfte bezogen. Gewöhnlich lieferten die großen Pilger- und Händlerkarawanen, die alljährlich die Sahara durchziehen, das nötige Menschenmaterial; und wenn einmal Mangel an „schwarzem Eisenstein“ eintrat, zogen die Leute des Sultans in die nächsten Dörfer und schleppten die Bewohner als Gefangene fort. Es ist vorgekommen, daß die Soldaten in Gooz-Weida bei hellichem Tage Frauen und Kinder für den Sklavenmarkt stahlen. Auf einem großen Platze in der Nähe des Sultanshofes wurde die menschliche Ware zum Verkauf ausgestellt. Aus allen Teilen Nordafrikas kamen dann die reichen Händler zusammen und deckten dort ihren Bedarf, wobei sie die Sklaven gegen kostbare Stoffe, Kleidungsstücke, Edelsteine und Waffen eintauschten. Man richtete sich dabei nach folgendem Tarif: Ein Junge von etwa 12 Jahren war ungefähr 50 R. wert, ein erwachsener Mann 100, eine Haremstraße kostete 150 bis 200 und eine Dienerin etwa 70 R. Die allerhöchsten Preise wurden jedoch für Eunuchen erzielt. Freilich kamen sie nur selten in den Handel, da der Sultan sie am liebsten für den eigenen Harem behielt oder an befreundete Fürsten der Gegend verschenkte. Die gräßliche Prozedur der Herstellung von Eunuchen wurde mehrere Male gleichfalls in Gooz-Weida vorgenommen, wobei in der Regel 40 Schwarze verstümmelt wurden. Ein Deutscher, der dieser Prozedur beiwohnte, hat sie einem französischen Forschungsreisenden in allen Details beschrieben, und danach hat dieser sie kürzlich im „Journal“ geschildert. Von den Unglücklichen sind gewöhnlich 50 Proz. unter dem Messer des Henkers gestorben! Man sollte es nicht für möglich halten, daß sich — im 20. Jahrhundert — diese Szene tatsächlich in Gooz-Weida alljährlich mehrfach wiederholt hat. Erst in diesem Jahre haben die Franzosen mit der Annexión des Wadaigebietes dem Sklavenmarkt und allen mit ihm zusammenhängenden Schrecken ein Ende bereitet. Der Export dieser Ware in das Niltal ist damit wohl unterbunden. Aber trotzdem dürfte es den reichen Mohammedanern Vorderasiens und Ägyptens auch künftig gelingen, ihren Sklavenbedarf auf anderen, von den Europäern nicht kontrollierten Wegen aus dem in dieser Beziehung uner schöpflichen Afrika zu decken.

Medizinisches.

Das pathologische Porträt. Neben den schriftlichen Denkmälern, welche in bezug auf Deutung von Krankheitsbildern häufig im Stiche lassen, werden neuerdings auch Denkmäler der Malerei und Bildhauerkunst zur Deutung von Krankheiten herangezogen. Die Beschränkung auf das Porträt hat, so führte Dr. Kronfeld in der „K. I. Gesellschaft der Ärzte“ in Wien aus, für den Arzt Vorteile und Nachteile. Der Vorteil liegt darin, daß die Porträtkunst ohne genaue Kenntnis anatomischer, physiologischer und pathologischer Tatsachen nicht erfaßt werden kann, und die Ärzte ausgezeichnete Kritiker und Kenner des Porträts sind. Die Nachteile bestehen darin, daß die Porträtkunst das individuelle Relief des Gesichtes und pathologische Details zumeist unterdrückt. Trotzdem ist die Ausbeute an pathologischen Porträts, welche frange, leidende Menschen zum Objekt haben, sehr groß. Doch muß man sich hüten, stilistische Eigentümlichkeiten als pathologische zu deuten. Ein Hauptbeispiel eines Porträts mit pathologischen Zügen ist der Zeus von Dricoli im Vatikan, doch ist der Stirnvorsprung dieser Büste nicht pathologisch, sondern nur stilistisch zu erklären. Häufig sind in der Kunst Porträts von Budeligen, von Zwerge und Riesen, von Fettsüchtigen und Mageren; besondere Bedeutung kommt für die Krankheitserkennung dem Gebisse zu. Eine große Rolle in der Porträtkunst spielt der Gesichtsausdruck bei Wucherungen im Nasenraumen, an Porträts kann man die sichere Diagnose auf diesen Zustand stellen, hierher gehört die sog. Habsburger Lippe. Ferner spielt die Pathologie des Auges im Porträt eine große Rolle, doch ist die Plastik in bezug auf Augenstellungen sehr beschränkt. Die Darstellung der Kurzsichtigkeit und Weitsichtigkeit fällt mit der Darstellung der Brille, des Zwickers, des Nasenkniefers und des Einglases zusammen. Die Blindendarstellungen gehen auf die antiken Homerdarstellungen zurück. Auch finden sich unter den Porträts Darstellungen von Nasen-, Ohren-, Nieren-, Geisteskranken, von Blutarmen und Tuberkulösen.